

## **Alter01** (bis 2021)

### **PSA**

Mein Anruf heute beim Urologen ergab einen PSA-Wert von 11,7. Das heißt zu 70 Prozent Wahrscheinlichkeit, wenn nicht mehr, Prostatakrebs. Der Arzt will am kommenden Freitag, wenn ich mir von ihm die Samenstränge durchtrennen lasse, noch eine zweite Blutprobe zum Vergleich nehmen. Sollte diese ebenso „positiv“ ausfallen, müssen wir uns über Konsequenzen unterhalten. Dass ich diese Auskunft ausgerechnet an einem Freitag, dem 13. erhalten habe, brachte mich erst einmal zum Lachen. Angst empfinde ich nicht. Eher einen Schrecken und ertappe mich dabei, dass meine Gedanken immer wieder zu diesem Befund abdriften. Dann rufe ich mich in den Augenblick zurück.

Heute Nachmittag werde ich mit meiner Freundin, meinem und ihrem Freund sowie meinen Schwiegereltern ein Festmahl essen. Vielleicht ist es ja eine Art Henkersmahlzeit, von der sie alle noch nichts wissen. Eben habe ich die Sauce des Sauerbratens, der schon im Ofen schmort gekostet. Sie schmeckt vorzüglich.

*(Ältere Eintragung, aber ja durchaus relevant.)*

### **Die Doppel-Eichel**

Gestern erzählte mir meine Frau amüsiert, unser Enkel habe die Doppelbedeutung des Worte Eichel entdeckt und ihr stolz seine Eichel gezeigt. Da, schau. Daran muss ich denken, während ich nach dem Pinkeln mit Toilettenpapier meine Eichel abtupfe. Ich möchte nicht nach meinem Alter riechen.

Das Ärgernis ist die Harnröhre. Schon seit Jahren tröpfelt sie nach dem Wasserlassen nach. Nicht viel, ein paar Tropfen. Also muss ich mehrfach tupfen. „Denke immer daran, dein wichtigster Körperteil sitzt ganz oben“, hat mich mein Vater gelehrt. Das mag stimmen. Doch eben dieser Körperteil hier oben ist von dieser Alterserscheinung dort unten genervt, die sich täglich mehrmals in den Vordergrund meiner Wahrnehmung drängt und mir unmissverständlich kundtut: Du bist alt.

Wenn man Eichelmehl lange genug in Wasser einweicht, dann verlieren sich die Bitterstoffe. Die Bitterstoffe in mir bleiben. Ein Bitterstoff, der bleibt: Die Vorstellung, mit einer urinbenetzten Eichel mit einer Frau zu schlafen. Und ein beschämender Bitterstoff: die Angst davor, dass sie sagt: „Du riechst.“ Oder, noch schlimmer, sie denkt das, ohne es zu sagen.

Vermutlich lässt deshalb mein Wunsch nach einer Frau im Bett nach, bei exponentiell steigender, nur mühsam beiseite zu schiebender Sehnsucht nach sexueller Erfüllung. Und einer Trauer, die die Wände in mir pflastergrau auskleidet. Die letzte Frau, die mich glücklich gemacht hat, heißt Christine. Sie versinkt im Treibsand der Jahre. Ab und zu ragt daraus ein Arm von ihr hervor, ihre märchenhaften Brüste, ihr rotes Haar, das liebevolle Glitzern in ihren Augen und das stille Glück, das dort manchmal aufleuchtete wie ein ferner Leuchtturm, wenn wir uns nach Wochen der Trennung sahen, diese Vorfreude auf die bevorstehende Umarmung. Und ihr dann einsetzender, mich zärtlich umspülender Redefluss.

### **Mit dem Gesicht zur aufgehenden Sonne**

Die Tatsache, dass ich von Kurt, meinem Schwiegervater, sprechen kann, bedeutet, dass ich verheiratet bin, und das bedeutet, dass ich kein ganz junger Mann mehr bin. Verheiratet klingt in meinen Ohren nach Kirchenchor und Seniorenturnen. Dass ich mich an meinen mit 84 Jahren verstorbenen

Schwiegervater erinnere, rückt mich auf dem Alterspfeil weiter nach vorne. Seine letzten Jahre verbrachte er gerne im Gemüsegarten – so wie ich jetzt. Der einstige Protestant hatte sich von der Kirche abgekehrt. Gelegentlich, meistens beim gemeinsamen Mittagessen, erklärte er: „Ich bin kein Protestant mehr und ein Katholik schon gar nicht. Ich glaube nur noch an die Sonne und den Mond. Da weiß ich: Die gibt's. Und die brauchen wir. Der ganze Rest, egal wie die Religionen heißen, können mir gestohlen bleiben. Die haben nur immer zu Krieg geführt.“ Für solche Sätze habe ich Kurt geliebt.

Ich habe meinem Schwiegervater das Stoma gesäubert. Medizinisch genau: Enterostoma. Das war ein anusartiges Loch, das ihm Chirurgen in die Bauchdecke gestanzt hatten, weil er anders wegen Dickdarmkrebs' seinen Stuhl nicht mehr loswurde. Ich weiß, keine delikaten Details. Aber keine Sorge, gleich wird es wieder schöner. Ich denke an Kurts Stoma, weil es mich immer und zuverlässig an seinen bevorstehenden Tod erinnert. Und damit an meinen, der hoffentlich stomalos eintritt. Selbst da noch ästhetische Einwände.

Meinen Tod erträume ich mir folgendermaßen: Es ist ein Tag im Juni, draußen hat die Sonne die Erde ein paar Wochen lang durchwärmt, alles grünt und ich bin auf dem Weg zum Bahnhof. Ich weiß, dass mir nur noch ein paar Monate bleiben und habe mit meiner Familie ein Abschiedsfest gefeiert. Jetzt trage ich kein mich identifizierendes Dokument bei mir, nur ein Bahnticket nach Nimmerland zur Kindlichen Kaiserin – denn keiner soll wissen, wohin mein Weg führt. In Nimmerland werde ich aus dem Zug steigen und meine Bahnkarte entsorgen. Bei mir habe ich eine Wasserflasche und einen Schlafsack, mit denen ich im Wald verschwinde. Auf einer Lichtung, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, genieße ich mein Restleben, trinke, solange ich kann, und faste und mache mich auf den Weg zum Styx. Nach maximal sechs Wochen bin ich dort angelangt. Und auf der anderen Seite des Flusses wartet Kurt. Wie einen Lampion hält er mir die Sonne entgegen.

## **Die Trockenrose**

Im Rotweinglas auf meinem Schreibtisch steckt der Kopf einer verblichenen roten Rose. Meine Frau hat sie mir vor vielen Monaten geschenkt. Der eng gefaltete Rosenkern wirkt so edel und fein, als hätte sie ein genialer Kunsthandwerker aus ungebleichtem Leinen gebunden. Die weiter abstehenden, äußeren Blätter haben einen Rest ihre ursprünglichen Rots behalten, ein bisschen so, als hätte man sie kurz in Rotwein getaucht. Verblissenes Abendrot.

Da steht also ein Stück Nostalgie vor mir. A rose is a rose ist eine Rose. Wie doch die deutsche Rose aus der englischen erblüht. Gertrude Stein ist lang vergessen von der Jugend und auch in meinem Alter halten die meisten den Satz „a rose is a rose is a rose“ für Unsinn. Warum hat Gertrude Stein diese dritte Rose hinzugefügt? Hätten nicht zwei Rosen in ihrem Satz genügt: a rose is a rose. Nein, hätten sie nicht, denn dann wäre die Rose nichts weiter als eine banale Rose geblieben. Nein, denn eine Rose ist eben nicht nur eine Rose, sondern nimmt in uns Bedeutungen an, die sie als Rose nicht hat (wie die meisten Dinge und Wesen). So wie meine Rotweinglas-Rose, diese Liebesgeschenk-Rose meiner Frau, diese Erinnerungsrose an meine erste Begegnung mit ihr. Plötzlich vernehme ich begeisterte und enttäuschte Rufe aus den sommerlich offenstehenden Fenstern Grombühls, wo Fußballfans ein Spiel der Deutschen bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1974 mitverfolgen, während mein Mädchen auf meinem Bett liegt, ich auf ihrem Bauch sitze und wir einander von unseren Träumen erzählen. Plötzlich verwandelt sich diese kleine, lehmfarbene Trockenrose in einen geheimnisvollen Lautsprecher: Aus Lehm bist du gemacht und zu Lehm werden wir werden.

**Leipzig, 13.03.2021**

Rays und Claudias Wohnung ist wie andere Wohnungen auch, ganz normal, angenehm auf eine beinahe schon aggressiv harmlose Weise, aber doch auch wie die von einem Fluss vor sich hergeschobenen Sedimente, die beginnen, ihm ein eigenes Ufer zu bilden. Die Strukturen starren mich an, die zurecht geschobenen Stühle, die mit einem Wolldeckchen belegte Couch, die versuchte Ordnung in den Bücherschränken. Nicht nur Wohnungen außer uns sind so, sondern auch die Wohnungen in uns. Ja, es sind mehrere, jedenfalls in mir. Und eines Tages schließen sie alle die Tür. Vor mir oder hinter mir?

### **Was kostet das Leben?**

Manchmal verhilft das Alter zu Ansichten, die man in jüngeren Jahren gar nicht gewinnen könnte, zum Beispiel beim Pinkeln. Und von da zum Leben im Allgemeinen.

Pippi kommt aus dem Penis. So weit die irgendwie passend groteske Alliteration. Das trifft auch auf Sperma zu. Wenn sich der Penis auf die Suche nach einer Frau macht, kommt häufig dabei Liebe heraus. Oder käufliche Liebe, je nachdem. Aber nur das, was gratis ist, ist wirklich etwas wert, genauer: das, was einem das Leben schenkt. Vielleicht werden deshalb ja Luft und Liebe oft in einem Atemzug genannt. Wobei ich mir bei der Luft schon nicht mehr sicher bin. Eines Tages werden wir auch dafür bezahlen müssen.

Pippi machte ich in die Windeln, dann, nur noch sehr selten, in die Hosen und später ins Kloblecken, aber vermutlich noch viel öfter besprengte ich Wiesen, Büsche oder Bäume, weil ich ja ein Landkind bin. Auf Autobahnen auf dem Weg zur Adria machte unsere Familie – der VW Käfer blieb unabgeschlossen – Pinkelpause und alle marschierten zum Waldrand. Wir „Männer“ blieben da stehen und öffneten den Hosenlatz, meine Mutter schlug sich in die Büsche. Diskriminierung pur, aber das gehört nicht hierher. Manchmal blieben wir auch auf einem Rastplatz stehen und gingen dort auf die Toilette, Mutter zuliebe.

Und dann kam die Zeit, als Pinkeln gebührenpflichtig wurde, jedenfalls auf Raststätten. Bis heute ehre ich Restaurants und Gaststätten mit einem Gefühl romantischer Dankbarkeit, wenn ich dort umsonst pinkeln darf. Denn Pinkeln ist wie Luft und Liebe. Dafür Geld bezahlen zu müssen, bedeutet für mich Demütigung. Noch aus dem letzten Quäntchen Normalität werden ein paar Cent herausgequetscht.

Der Weg vom Pippi zum Leben im Allgemeinen ist kürzer als man denkt. Und der geht so: Ich habe zwei Enkel, beide noch klein, der eine bereits sauber, die Enkelin wird noch gewickelt. Von der geschlechtlichen Liebe wissen sie noch nichts, von der elterlichen werden sie umspült. Wie schön. Aber nun stelle ich mir vor, es käme ein Beamter vorbei und verlangte eine Lebensgebühr für die beiden Kinder. Andernfalls würden sie abgeholt und zu Viehfutter verarbeitet, gegen eine vom Staat großzügig gewährte „Kinder-Veredelungsprämie“. Natürlich würden die Eltern bezahlen. Und nach einem kurzen gesellschaftlichen Aufschrei der konservativen Kräfte empfände man die Lebensgebühr-Verordnung schon 20 Jahre später als ganz normal. Und in Ländern wie Burundi oder Afghanistan würden so manche Eltern aus Not geboren ihre Kinder schreddern lassen, denn von der weltweit durchgesetzten Kinder-Veredelungsprämie könnten die übrigen Kinder einen Monat lang leben.

Von der Kinder-Veredelungsindustrie und ihren Verarbeitungsprodukten für die Supermärkte und Discounter dieser Welt will ich gar nicht sprechen. Es ist auch ohnedies eine grauenhafte Vorstellung, nicht wahr? Aber rund fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre nach jeder Geburt geschieht heutzutage weltweit etwas ganz Vergleichbares: der Lebensverkauf. Weil er aber seit Jahrhunderten gang und gäbe ist, fällt er uns gar nicht mehr auf. Sind nämlich meine Enkelin und mein Enkel eines Tages erwachsen,

dann müssen sie arbeiten gehen, damit sie in Würde weiterleben dürfen. Können sie ihr Leben nicht verkaufen, werden sie tatsächlich geschreddert, freilich nur seelisch, sprich. Sie werden von der Gesellschaft ausgeschlossen. Zugleich sollen sie dankbar sein, dass sie nicht physisch weiterverarbeitet, sondern sogar noch herzlich unterstützt werden. Aber in Ländern wie Burundi oder Afghanistan gibt es keine solche staatliche Großherzigkeit. Dort gehen sie entweder auf den Strich, verdingen sich als Kindersoldaten, graben auf Müllkippen nach Essbarem oder verkaufen eine Niere, denn schließlich haben sie ja zwei. Und wenn das alles nichts mehr nützt, treiben ihre Bäuche wegen Eiweißmangel ballonförmig auf, der Hungerstoffwechsel setzt ein und schließlich verrecken sie irgendwie irgendwo.

Eine grauenhafte Vorstellung, nicht wahr? Geschieht aber täglich zigtausend mal. Deswegen frage sich ein alter Mann jedes Mal, wenn er fürs Pinkeln 1 € entrichtet: Was kostet mein Leben?

### **Der Endlichkeits-Charme**

Weiß ich, ob ich morgen noch lebe? Nein, natürlich nicht, eine banale Erkenntnis, die ich auch schon mit 15 hatte. Nur waren meine statistischen Chancen damals anders gelagert. Die Schwerpunktverschiebung, die natürlich all die Jahre stattfand, lässt sich so auf den Punkt bringen: Damals war die Wahrscheinlichkeit, noch 60 Jahre zu leben, hoch. Heute tendiert die Wahrscheinlichkeit, noch 60 Jahre zu leben, gegen Null.

Das verändert den Blickwinkel. Mit anderen Worten: Meinem Ende muss ich mich heute ganz anders stellen als damals. Das Wie bleibt freilich mir überlassen. Ich gehe davon aus, dass Todesangst eine evolutionäre Grundkonstante ist. Wer so tut, als sei ihm oder ihr der Tod wurscht, hat bereits erfolgreich verdrängt. Wer das noch mit 70 sagt, der muss schon eine Menge Verdrängungsenergie investieren.

Welche Alternativen gibt es zur Verdrängung? Damit führt mich dieses Spiel zurück auf „Start“ mit der Frage: „Weiß ich, ob ich morgen noch lebe?“ Die banale Antwort kann ich jetzt als intrinsische Therapiemethode nutzen. Ich meine damit: Wenn ich doch WEISS, dass es schon morgen aus sein kann mit mir, wie verhalte ich mich dann meinen Mitmenschen gegenüber, Problemen gegenüber, dem Leben gegenüber?

In einer Art Jiu Jitsu greife ich die vorhandene Angstenergie auf und, anstatt sie zu verdrängen, nutze ich ihren Schwung: für Mitgefühl (wie äußert sich das Leben gerade im anderen?), zum Nachdenken (Probleme enthalten Lösungsangebote!) und zur Gelassenheit (Was muss ich mich heute aufregen, wenn ich morgen tot bin?).

### **Die Impfung**

5. Mai 2021, 9.18 – Morgen werden ich mich gegen den Corona-Virus impfen lassen und betrachte das Sammelsurium in meinem Kopf: Der Impfstoff kommt von Astrazeneca. Im Laufe der letzten sechs Monate gingen die widersprüchlichsten Meldungen dazu durch die Presse. Mein schlechtes Gedächtnis erlaubt mir nicht, sie nebeneinander zu halten und zu vergleichen. Hinzu kommen Erfahrungsberichte aus meiner Umgebung. Die einen liegen flach, brechen tagelang, andere spüren gar nichts. Zuerst sollte das Serum nicht an Alte verimpft werden, nun besonders an Alte. Ich kenne weder die einen noch die anderen Gründe. Aus journalistischer Erfahrung weiß ich, dass in einer Informationsgesellschaft wie der unseren sich die Meldungen am besten im Kampf um Gehör durchsetzen, die „Alarm!“ schreien. Die Wahrscheinlichkeit also, dass die Alarmrufer eher weniger als mehr Recht haben, ist entsprechend hoch. Ich schätze die Gefahr, bei einem Autounfall dauerhaft geschädigt zu werden, höher ein als durch den Impfstoff Schaden zu erleiden. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Es dient mir aber zur Beruhigung.

Und das Sammelsurium in meinem Bauch? Meistens ist mein Bauch ein ganz guter Seismograph. In diesem Falle hält er ziemlich still. Gelegentliche Negativausschläge sind nicht deutlich genug, um sie zuordnen zu können. Eventuell ist da ein flaes Gefühl, dann auch das eines Verurteilten, der froh ist, wenn das Urteil gesprochen ist, egal, wie es ausgeht; aber auch die zuverlässige Erleichterung, wenn ich es hinter mir habe. Zugleich das Vorauswissen, dass eine „Beobachtungsphase“ der Nachwirkungen und Nebenwirkungen folgen könnte. Meine Verdrängungsmechanismen funktionieren gut genug, um einer diesbezüglichen Hypochondrie als Gegengewicht zu dienen. Hinzu kommt meine bisherige Zufriedenheit mit meinem Hausarzt. Sie und meine späten Jahre dienen ebenfalls meiner Beruhigung.

Was bleibt also? Die Feststellung, dass ich mich wie diese ganzen letzten Monate, am Rande der öffentlichen Aufregung bewege und mich innerlich auf eine Bank setze und von all dem Lärm verschnaue. Und den Gedanken an schreckliche Spätfolgen eine Art Blitzableiter verpasse. Eine Haltung, die ich mit „Wird schon gutgehen, tendenziell bin ich ein Glückskind“ umschreiben würde. Und seltsamerweise ein kleines Lächeln dazu.

6. Mai 2021, 17.38 Uhr

Eine Stunde vor der Impfung habe ich eine Weile in mich geschaut, ob denn da Angst oder wenigstens Furcht da ist. Weder noch. Es war eher ein mildes Interesse und der Wunsch, den Stoff dazu aufzufordern, mir gutzutun. Auch die Nadel im Arm hat daran nichts geändert. Das war heute Vormittag gegen 11.15 Uhr. Nebenwirkungen? Bislang keine. Keine Müdigkeit, keine Übelkeit, keine Schmerzen.

15. Dezember 2021

Noch immer haben sich keine Nebenwirkungen eingestellt. Morgen erfolgt die 3. Impfung.

17. Dezember 2021

Keine Nebenwirkungen. Leicht unangenehmes Gefühl in dem geimpften Muskel, wenn ich den linken Arm hebe.

### **Die Tasse meiner Mutter**

Morgens, mittags oder abends – Kaffee trinke ich zu jeder Tages- und Nachtzeit. Was nicht bedeutet, dass ich viel Kaffee trinke. Das schlägt mir auf den Magen, nicht auf die Nerven; die scheinen gegen Koffein unempfindlich zu sein.

Warum spreche ich davon? Weil es in unserem Geschirrschrank eine ganz besondere Kaffeetasse gibt, die alte Kaffeetasse meiner Mutter. Sie war eine zänkische Frau gewesen, ein nie willkommen geheißen, nie angekommener Flüchtling. Es dauerte an die 40 Jahre, bevor ihre Liebe zu mir stärker war als mein Groll über ihr schwieriges Wesen. Inzwischen benutze ich Mutters Tasse ungefähr dreimal die Woche. Wenn meine Familie den Tisch mit Kaffeetassen deckt, dann stellen sie die Kaffeetasse meiner Mutter an meinen Platz. Sie ist so ziemlich das Einzige, was mir von meiner Mutter geblieben ist, von dem Goldring mit dem Aquamarin an meinem rechten Ringfinger abgesehen.



Die Kaffeetasse meiner Mutter ist eine Form meiner biografischen Vergangenheitsverarbeitung. Sie stand im Geschirrschrank hinter dem Esstisch ganz auf der linken Seite und ist das einzige Überbleibsel meiner Kommunionfeier. Zu deren Anlass kauften sich meine Eltern ihr erstes Kaffeeservice, klassisch cremefarben, mit Goldrand auch die Untertasse. Das war 1959 oder 1960. Als meine Mutter nicht mehr lange zu leben hatte, wusste ich schon: Diese Tasse

wird mir bleiben, die Tasse der Kaffeekränzchen und Verwandtenbesuche, die ich mal, den guten Torten zuliebe, willig über mich ergehen ließ, mal unwillig in den Jahren der Pubertät, als ich schon selbst Kaffee trank und den sanften Lippenansatz der Tasse erstmals zu schätzen wusste.

Dann kam der entscheidende Abend. Im Stadttheater spielten sie vor der Pause das Ballett „Der Tod und das Mädchen“. In der Pause erhielt ich einen Anruf von Christina, unserer polnischen Pflegekraft. „Deine Mutter ist vor einer halben Stunde gestorben“, flüsterte sie. „Kann ich jetzt nach Hause gehen? Ich kann hier nichts mehr machen.“ „Ja, geh nur“, „antwortete ich. „Ich komme später vorbei.“ Kurz überlegte ich, ob ich gleich hinfahren sollte, aber dann fand ich es angemessen, den zweiten Teil des Balletts, „Mozarts Requiem, getanzt“, auf mich wirken zu lassen. Es war wie eine Privatvorführung, von der nur meine Begleiter wussten. Am Morgen hatte mich Mutter noch erkannt und mit einem leisen, erfreuten „Rudi!“ begrüßt. Die Tage davor hatte sie vor sich hingedämmert. So saß ich im Theatersessel, ihr unerwartetes, morgendliches Willkommen in den Ohren, und folgte der ungewöhnlichen Tanzaufführung und Mozarts eindringlicher Musik mit glänzenden Augen.

Nach der Vorstellung fuhr ich gegen 22.30 Uhr zu meiner Mutter in die dunkle, stille Wohnung, um Abschied zu nehmen. Sie lag auf ihrem Pflegebett an der rechten Wand, ihr friedliches, mageres Gesicht war mäßig von den Straßenlaternen durchs große Wohnzimmerfenster beschienen, sodass ich kein Licht machen musste. Christina hatte ihr schon mit einem Tuch den Kiefer hochgebunden; das blieb mir erspart. Vorsichtig, denn ich fürchtete ein wenig die Todeskälte, streichelte ich ihre Wangen und war dankbar für die letzte, verfliegende Körperwärme. So verbrachten wir unsere letzte halbe Stunde zusammen.

Ich kann mich nicht erinnern, ob ich schon an diesem Abend Mutters Kaffeetasse mit nach Hause nahm, aber es kann gut sein. Wenn ich jetzt daraus trinke, dann trinke ich auch immer ein wenig Mutters Glauben an mich mit. Der ging ihr auch dann nicht verloren, als ich ihn längst und mehrfach enttäuscht hatte. Manchmal erinnere ich mich daran, dass auch diese Tasse eines Tages kaputtgehen kann, durch einen dummen Zufall, durch Unachtsamkeit, durch Nachlässigkeit. Dann wird auch in mir etwas zerbrechen, aber so ist nun mal der Lauf der Dinge. Spätestens, wenn ich den Styx überquert habe, wird diese Tasse, sofern es sie noch gibt, nur noch eine altmodische, wertlose Tasse sein und niemanden mehr interessieren.

### **Begegnung auf der Brücke**

Ich fahre mit meinem Fahrrad auf die Friedensbrücke und überhole dabei eine junge Frau, ebenfalls auf dem Rad. Sie scheint auf ein kleines Mädchen zu warten, das kurz hinter ihr fährt. Als ich auf sie zufahre, sehe ich schon von hinten eine verheißungsvolle Gestalt. Ich kann mich nicht erinnern, was sie anhatte, auch nicht an ihre Figur, aber an ihr Haar und endlich ihr paradiesisches Gesicht, als ich sie überhole. Vermutlich ist sie Perserin. Sie ist so vollkommen schön, ich könnte jauchzen vor Begeisterung. Dieses Gesicht nur einmal gesehen zu haben, ist zu wenig. Viel zu wenig. Also bremse ich ab und bleibe stehen, halte mich am Brückengeländer fest und gebe vor, dem Treiben auf dem Main zuzuschauen. Beim

vorsichtigen Blick zurück sehe ich sie herankommen. Und langsam aufzuschließen. Sie hat längst verstanden, dass ich wegen ihr stehengeblieben bin, und lächelt halb peinlich berührt, halb amüsiert.

Unsere Augen treffen uns und ich gestehe ihr: „Sie sind so unglaublich schön, ich kann es nicht fassen.“ Und dann halblaut: „Aber das hören Sie wahrscheinlich täglich, mehrmals täglich.“

„Ja, schon.“ Das klingt nicht sehr begeistert.

„Wahrscheinlich meistens als Anmache?“

„Ja, und um mich auszunutzen.“ Das klingt traurig.

„Entschuldigen Sie bitte, aber ich war von Ihnen so begeistert, dass ich das einfach sagen musste.“

Sie lächelt. Diesmal freundlich und in Akzeptanz. Mehr gibt es jetzt nicht zu sagen. Sie hat verstanden, dass ich ihr Vater sein könnte, vielleicht sogar Großvater. Und deshalb muss sie auch keine Angst vor mir haben. Ich bin mir sicher, dass sie sich heute Abend über meinen Kommentar freuen wird, ohne schlechte Gefühle und ein bisschen stolz. Ich nehme jetzt wieder Fahrt auf und werde mich nicht noch einmal umschaun, um mir ein drittes Mal ihre Schönheit zu gönnen. Das wäre für uns beide dann peinlich. Also radle ich davon und schäme mich nicht dafür, von Schönheit überwältigt worden zu sein.

## **Fit bleiben**

Tja, Fitness. Schon das Wort klingt jugendlich. Früher hab ich wenig drum gekümmert, denn für fit hab ich mich ja gehalten. Dazu musste ich nichts tun; fit und jung waren für mich irgendwie das Gleiche bzw. Jungsein enthielt Fitsein. Genau genommen galt dann aber auch: Altsein enthält Schwäche, Krankheit und führt so oder so zum Tod. Zumindest letzteres stimmt vorerst noch.

Neuerdings mache ich tatsächlich ein aus 12 Elementen bestehendes Circel Training. Ich glaube, so heißt das. Es beansprucht eine Menge Muskeln und dauert nicht lange, so dass meine altersgemäße Trägheit sich willig unterordnet. Und das sind die einzelnen Abschnitte:

Hampelmann – Wandsitz – Liegestütz – Crunch – Step-up auf einem Stuhl – Kniebeugen – Trizepts-Dips – Unterarmstütz – Kniehoch am Stand – Ausfallschritt – Liegestütz mit Drehung – Seitstütz.

Wenn ich's geschafft habe, bin ich ein bisschen stolz auf mich und schäme mich ein bisschen dafür, auf mich stolz zu sein. Manchmal bin ich mir mehr als peinlich.

## **Meine Frau, mein Schicksal**

Meine Frau liebt mich. Außer mir glaubt das vermutlich niemand, aber ich tu's. Denn sie hat Momente, in denen sie mir übers Haar fährt, mir einen Morgenkuss spendet oder gute Nacht wünscht, die aus dem langen Wissen von einander nur dieses eine bedeuten. Falls ich mich irre, ist es ein angenehmer Irrtum.

An manchen Tagen wünsche ich mir, dass sie mich nicht liebt, sondern den anderen, den Lover, ihren Bettgenossen, mit dem sie sechs Siebentel ihrer Nächte verbringt. Und hoffentlich nicht so geschlechtslos wie mit mir, denn dann wüsste ich nicht, wer mir mehr leidtäte, er oder sie.

Tatsächlich hilft mir das Alter wenig in dieser Sache. Eifersüchtig war ich schon vor 30 Jahren nicht (oder zumindest in vernachlässigbarem Maße). Irgendwann habe ich begriffen, mit welcher starken Fessel wir miteinander verbunden sind. Ich habe das gleichermaßen beklagt wie es mich erfreut hat. Letzteres,

weil ich da eine erstaunliche, in Jahrzehnten gewachsene Gegenseitigkeit empfinde, ersteres, weil ich gebunden, angekettet bin.

Gleichzeitig drängt es mich gar nicht zur Ungebundenheit. Ich schau aufs Meer und bin froh, am Ufer zu stehen. Dort hinaus zu gleiten, verursacht mir Übelkeit. Die Lust auf Wellengang ist mir abhandengekommen. Da sind 1001 Wellen in mir, die durchschwommen, untertaucht oder geglättet sein wollen. Ob ich das jemals schaffe? Zweifellos ist mir meine Frau dabei mehr Hilfe als Hindernis. Ich beuge mich dem Schicksal mehr mit einem lachenden als einem weinenden Auge.

### **Der Chor der Toten**

Ein bisschen ist es wie mit den Sternsängern. Man sieht sie in anderen, fremden Straßen heranziehen und weiß: In ein paar Stunden läuten sie auch an meiner Tür. Als Kind waren die Toten sehr, sehr ferne und selten. Ich wusste: Der Großvater ist gestorben. Aber das war in einer Zeit vor meiner Erinnerung. Irgendwann starb dann die Großmutter und die zweite Großmutter. An beide konnte ich mich erinnern, die Mutter meines Vaters liebte ich, die Großmutter mütterlicherseits war mir fremd. Ihr Hauptinteresse an mir war ihr Wunsch, dass ich in ihrer Wohnung nichts schmutzig machte und „brav“ war. Vor ihr einen „Diener“ zu machen, war anfangs noch eine Pflichtübung.

In meiner Jugend und Zeit als junger Mann starb nur einer: der Großvater mütterlicherseits. Ich hatte ihn gemocht, obwohl er ein eigenartiger, engstirniger, gerne fluchender Oberschlesier war. In seinen letzten Jahren hatten wir nur noch wenig Kontakt, er wurde noch eigenartiger, für mein Empfinden damals ziemlich alt, 84 Jahre. Sein Tod schien mir irgendwie normal. Danach hatte ich mit dem Chor der Toten lange nichts mehr zu tun.

Heute ist das 84. Lebensjahr nur noch 16 Jahre entfernt. Der Chor der Toten ist herangerückt und ich kann ihn schon sein Sprüchlein aufsagen hören. Seine größere Nähe wurde mir so richtig bewusst, als die Eltern meiner Frau, die bei uns wohnten, immer häufiger auf Beerdigungen gingen. Inzwischen sind meine Eltern gestorben, mit meinem Schwiegervater verbrachte ich seine erste Totennacht, indem ich – zum Abschied – neben seiner Leiche schlief. Eine gute Freundin, Christa, die drei Jahre älter war als ich, begleitete ich vor vier Jahren zum Grab; Peter, mein bester Studienfreund, starb vor drei Jahren an Parkinson. Von ihm habe ich eine Reihe wunderbarer Bücher „geerbt“. Wer wird meine Bücher erben? Oder wird man sie, vor einem kichernden Totenchor, wegwerfen ins Altpapier?

Ach ja: Eben habe ich „Tante Susi“ aus meinem Telefonverzeichnis gelöscht. Sie ist vor ich weiß nicht mehr wie vielen Jahren gestorben.